In freier Stunde

« Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" »

Nr. 229 — **Posen, den 5. Oktober 1929** — **3. Jahrg**



22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die gefährliche Krise, in der seine Firma geschwebt, war bei Frau Adelheids Tod überwunden. Neue, hochwichtige, bisher von ihm vergeblich angestrebte Handelsbeziehungen mit namhaften Firmen des In- und Auslandes hatten sich angebahnt, und zwar — wie er ehrlich genug war, anzuerkennen — zum größten Teil durch den diplomatischen Takt seines zukünftigen Schwiegersohnes. Dadurch lernte er wiederum eine ihm bislang fremd gewesene Seite an Kerst bewundern. Dessen nach der Reise und Krankheit bewiesenes fieberhaftes Hasten in der Erledigung aller geschäftlichen Dinge hatte sich erfreulicherweise in ein unermüdlich zähes Ringen um geschäftlichen Erfolg gewandelt. Jetzt war es nicht mehr der alte Name, der P. A. Krumbholz eine baldige Heirat mit Anita und Kerst wünschen ließ, sondern die Wirkung von dessen ganzer Persönlichkeit.

War hiermit schon der ganze Vorteil ausgeschöpft, den sich Krumbholz auf diese Weise zu sichern gedachte? Erspähte der in jeder die Firma angehenden Angelegenheit durchaus Nüchterne und Skrupellose nicht noch etwas anderes, für ihn Wichtigeres, durch Kerst Verbindung mit seiner Familie? — Bis zu dem Eintreffen von Ruth von Alvenbrinks Telegramm hatte Krumbholz einen anderen Punkt nicht wissentlich erwogen. Trotzdem aber stand er bereits als treibende Kraft bei der mit Kerst wegen der Aufrechterhaltung seines Verlöbnisses gepflogenen Unterredung. Er wußte genau, daß Jürgen von der ihm unwillkommen gewordenen Fessel fortstrebte . . . Fühlte deutlich, daß es lediglich um das unbestritten gegebene Ehrenwort war, wenn jener nicht doch zurücktrat . . . Er fühlte auch den wahren Grund . . .

Jeder einigermaßen aufmerksame Beobachter mußte erkennen, daß Kerst . . . Anitas Stiefschwester liebte, nachdem er ihr früher mit scheinbarer Gleichgültigkeit auszuweichen bestrebt gewesen.

Diese Verbindung aber würde P. A. Krumbholz mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln — auch mit nicht völlig lauteren oder einwandfreien — hintertreiben! Ehe er sie zuließ, schrie er in alle Welt hinaus, daß Kerst ein wortbrüchiger Schuft, ein gewissenloser Lüstling sei. Hatte er ihn damit natürlich für Anita und auch für sich selbst als ferneren Mitkämpfer verloren, so kam er doch auch für die stolze, reine Ruth nicht mehr in Frage . . . Und das genügte Krumbholz! — Hinter diesem gedanklichen Ergebnis mußte alles andere — sei es nun persönlicher Vorteil oder Erleichterung — zurückstehen.

Vorläufig durfte er sich von diesen und ähnlichen Gedanken nichts merken lassen. So gab er sich jetzt sehr geschickt und glaubhaft den Anschein, als übersähe er Kersts steinerne Ruhe, die zunahm, je näher die Ankunftsstunde der Heimkehrenden rückte.

Dem Gang zum Bahnhof hatte sich Kerst nicht zu entziehen vermocht. Er selbst ahnte nicht einmal, wie auch für das schärfste Auge ununterscheidbar er war von dem wirklichen Baron Kerst, als er zur Linken von P. A. Krumbholz den heranfauchenden Schnellzug erwartete.

Sein Herzschlag ging weder schneller noch langsamer denn sonst . . . Erst als der Zug anhielt — als die Türen der Abteile aufgesperrt und Ruth von Alvenbrinks hohe Gestalt am Schiebefenster des Ganges für eine Minute sichtbar geworden, schoß durch seine Starrheit ein nicht zu zügelndes Strömen.

Er vergaß seine Rolle. Stürzte vor — ihr entgegen!

Ruth von Alvenbrinks Blicke suchten ihn und erflehten etwas.

Er begriff und kam zur Besinnung. Trat ein wenig zurück und gab damit Raum für Krumbholz. — Nicht einmal Ruths Hände ergriff er. Starr und steif — wiederum vereist stand er mit entblößtem Haupt während der Begrüßung. Hatte er vergessen, daß noch eine andere ankam? — Seine Braut!

Ohne ihren Vater auch nur mit einem Blick zu streifen, flog ihm Anita Krumbholz ans Herz. Mit eiserner Manneskraft zwang er nieder, was sich in ihm gegen diese Umarmung auflehnte — schob sie sanft von sich ab, tat ein paar unwichtige Fragen . . . Er hatte in ihres Vaters Hause ihre Bilder in allen Stellungen gesehen und besaß außerdem aus seines Vorgängers Nachlaß eine Mappe, die gleichfalls Photographien von ihr und einige inhaltslose Briefe enthielt. Auf ihren äußeren Menschen glaubte er also genügend vorbereitet zu sein. Er hatte sich ein pikantes, keckes Persönchen in modernster Aufmachung vorgestellt. Die jetzt ihren Arm, von ihm Besitz ergreifend, in den seinen gelegt hatte, war ein müdes, früh verblühtes Geschöpf. Die Gräfin Lüderitz hatte sich voller Rücksicht und geheimer Freude an der ungehinderten Beobachtung aller Vorgänge, solange es anging, ferngehalten. Nun bildete sie mit der Familie zusammen, eine Gruppe.

Krumbholz und Ruth blieben auf dem Bahnhof zurück, um alles Nötige wegen Ueberführung der Leiche in die Kapelle des zuständigen Friedhofs zu veranlassen. Der vor dem Bahnhof wartende Krumbholzsche Kraftwagen hätte sehr wohl Zeit gehabt, erst diese anderen drei nach Haus zu bringen. Kerst aber winkte ein anderes Auto herbei, um nur ja keine Minute länger, als unbedingt nötig, mit Anita allein sein zu müssen.

Er nahm auf dem schmalen Rücksicht Platz, den beiden Damen gegenüber. Die Gräfin hielt das sich mühsam dahinschleppende Gespräch krampfhaft aufrecht. — Anita kämpfte schon wieder mit dem Gefühl unerträglich werdenden Frostes. Sie bemühte sich andauernd, ihre rechte Hand in diejenige Kersts zu betten. Bei jedem, auch dem leisesten Stoß, flog sie jedoch — dem Ziele nahe — auf ihren Schoß zurück. Da gab sie es endlich auf . . .

Daheim angelangt, stellte sie fest, daß Jungfer und Zimmermädchen Trauerkleider angelegt hatten, von besserem Schnitt, als ihr in höchster Eile von Ruth herbeigeschafftes Fähnchen. Die Mädchen küßten ihre Hand und bemühten sich dabei zu weinen. — Eine ihr unbekannte stand bescheiden im Hintergrund. Sie trug ein schlichtes, weißes Kleidchen, das sie früher an der Stiefschwester gesehen hatte.

„Wer ist das Mädchen," fragte sie mit einer Unwilligkeit, die nicht beabsichtigt war, sondern mehr ihrem nervösen Wesen entsprang.

Die Gräfin zuckte die Achseln.

„Sie heißt Trautlieb Krüger und ist Ruths Schützling," antwortete Kerst, obwohl diese Auskunft den wahren Tatbestand nicht ausschöpfte.

Dann verschwand Anita, ohne sich um die Gräfin zu bekümmern.

Ruths zweites, ausführliches Telegramm hatte noch keine Mitteilung über deren Begleitung geben können. Man war hier also nicht auf die Gräfin Lüderitz vorbereitet . . . Fräulein Herminchen neu belebt durch den bei ihren Verwandten auf dem Lande verbrachten Urlaub, schloß nach kurzem Ueberlegen das Ankleidezimmer der verstorbenen Gnädigen auf und führte die Gräfin dort hinein. — Kerst sah sich plötzlich allein. Er empfand das als eine unerwartete Gnade. Die nun durchaus folgerichtige Wendung seines Lebens wucherte gleich einer Last auf seinem Hirn und verhinderte vorläufig noch jeden klaren Gedanken. — Ungeduldig wie ein Junge, der endlich einen

längst ersehnten Schutz empfangen soll — ersehnte er den Ablauf der nächsten halben Stunde, damit Ruth das Zimmer beträte. Anderseits berechnete er voller Grauen Anitas Rückkehr und wünschte den Stillstand der Zeit. So saß er, von gegensätzlichen Wünschen hin und her gerissen, in dem überreich geschnitzten Teezimmer der Familie und betrachtete mit einem Raubtierblick von Gier und Wut die breite Schiebetür, die zur Diele hinausführte . . . Jetzt glitt sie auseinander. Der Krumbholzsche Wagen konnte nicht angekommen sein. Weder Hupensignal noch Stimmen ließen sich vernehmen. Es mußte also . . . Anita sein — Ohnmächtiger Widerwille raste in ihm. Er kam sich verworfen vor, spielte er seine Rolle als ihr Verlobter in stiller Duldsamkeit weiter, — verloren aber, trat er jetzt, wo jeden Augenblick die andern von ihrem Dienst an der Toten zurückkehren konnten, mit der ungeschminkten Wahrheit hervor. Seine Blicke hatten sich von der Tür fortgestohlen . . . Das leise Rauschen eines Frauenkleides streichelte hinter seinem Rücken ein Möbelstück. Bald war es ganz nahe, Jetzt . . Jetzt!

„Verzeihen Sie, Herr Baron . . .“

Der Schraubstock lockerte sich ein wenig. „Ah . . . Fräulein Trautlieb . . . „Ich wollte Ihnen nur tausendmal danken, Herr Baron . . .“

Er zuckte, wie jedesmal, schmerzhaft von dieser Anrede getroffen, zusammen . . . und durfte sie sich doch nicht verbitten. „Sie wenden sich an eine falsche Adresse,“ wehrte er ab.

„O nein . . . ich weiß wohl, daß es Fräulein Doktor ist, der ich diese Ausbildung verdanke,“ sagte sie eifrig, „aber wären Sie nicht gewesen, oder . . . hätten Sie mich eingeschätzt, wie das nach allem bestimmt jeder andere Mann getan hätte . . .“

Mit einer energischen Handbewegung zerriß er den Faden ihrer Rede.

„Sie sind also mit Ihrer jetzigen Arbeit zufrieden, Trautlieb?“

Ihre Augen leuchteten auf. Um ihren Mund irrte — vielleicht das erste Lächeln, seitdem der Freund sie verlassen mußte.

„Glücklich bin ich, Herr Baron! O, so glücklich. Hab vorher ja gar nicht gewußt, daß es auch Arbeit geben kann die wunderschön ist. Wie bitterschwer ist mir als blutjunges Ding — noch ehe ich zu Andreas kam — das Scheuern und Putzen geworden. Und ich tat's doch wegen der kranken Mutter und nahm mir jeden Morgen aufs neue vor, es von Herzen gern, um ihretwillen zu tun. Aber . . . der Widerwille blieb. Dagegen konnte ich nichts machen. — Nun vertrete ich zwar täglich für fünf Stunden das erkrankte Stationsmädchen — aber in der übrigen Zeit werde ich als Pflegerin ausgebildet. Alle sind furchtbar gut zu mir und helfen dazu mit. Außer dem richtigen Kursus hält mir Fräulein Doktor jeden Abend einen Vortrag über meine künftigen Pflichten. Und heute . . . ganz wahrhaftig . . . hat mich in der Medizinischen eine wunderliche Kranke verlangt. Ich — ausgerechnet ich — sollte ihr eine verordnete Spritze machen. Natürlich habe ich gesagt, daß ich das nicht dürfe . . . Dann hat sie unserer guten Oberschwester vorgejammert, bis die mich gefragt hat, ob ich es mir denn zutraue. Ohne unbescheiden zu sein, ich traute es mir schon zu. Da hat sie dabei gestanden und ich habe die Spritze richtig gemacht . . . es ging wunderschön. Ich sah den Andreas vor mir und er hat sich so sehr gefreut. Und die Wunderliche, die sogar manchmal bösartig sein soll, hat mich nachher gestreichelt . . . Ach, jetzt muß ich immer denken, wenn ich Sie und Fräulein Doktor doch eher kennengelernt hätte . . . Aber . . . nein . . dann wäre ich ja nie zu meinem Andreas gekommen. Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich Sie hiermit belästigt habe. Es fuhr mir so heraus, weil ich ganz davon erfüllt bin. Ich wollte ihnen auch mal schrecklich gern ein Bild von Andreas zeigen“ . . . und sie nestelte etwas aus ihrer Handtasche und hielt es Kerst hin.

Das strahlende Gesicht Andreas Triffbergs . . . seine leichte, sehnige Reitergestalt . . . schien lebendig geworden zu sein.

Sorglos heitere Stunden, gemeinsam durchlittene Qualen um das niedergebrochene Vaterland, getreulich miteinander durchhungerte Tage, und dennoch und trotz alledem keine Sekunde die Erwägung feigen Davonstehens, sondern allzeit der heilige Schwur auszuharren, um mitaufbauen zu helfen. Und dann — langsam, sehr langsam der persönliche Aufstieg — Beschäftigung —. Vorläufig immer leider nur zeitweise — —.

„Und das hier müssen Sie auch ansehen,“ störte sie ihn aus seiner Versunkenheit auf. „Vielleicht haben Sie mir damals nicht geglaubt, daß Sie genau aussehen wie meines Andreas bester Freund. Sehen Sie, dies ist unser guter, lieber Herr Friedrich Laßberg . . .“

Seine Kehle war wie ausgedorrt. Er sah sich selbst und erinnerte sich des Tages genau, an dem er sich zu diesem Bild, das sich Triffberg kindlicherweise von ihm zu Weihnachten gewünscht, entschlossen hatte. — Er war zu dieser Zeit in gutbezahlter Stellung in der Bank. Seine Mutter lebte noch und freute sich, weil er, trotzdem er aus seinem eigentlichen Lebenskarren als Offizier herausgeschleudert war, so tapfer und unverzagt blieb. — Trautlieb hatte ihnen, kurz vor dem Gang zum Photographen, eine gute Vesper bereitet. Kurz . . . er hatte die Tragik unruhevoller Umwälzungen für ein Weilchen vergessen können. — Es war Frühling gewesen. Und nicht nur in der Natur regte sich neues Leben. Es schien auch, als schickten sich die verwirrten und vergifteten Seelen der Menschen langsam zu dem großen, heiligen Reinigungsbad an, das allein aus dem Zauberquell ehrlicher Arbeit sprudelte.

. . . Ihm war, als wolle dies, sein totes Ebenbild den ganzen Wust von Lüge und Täuschung zerschlagen.

Der Kampf, welcher ihn jetzt von innen heraus stieß und ihn an seine Ohnmacht gemahnte, veränderte sein Gesicht, so daß es dem Bild allmählich unähnlich wurde.

„Wenn ich Sie mir heute anschaue,“ gestand Trautlieb ehrlich, „dann sehen Sie doch ganz anders aus, wie der Herr Laßberg . . .“

„Wir wollen ihn schlafen lassen, diesen Friedrich Laßberg,“ verlangte er und reichte ihr das Bild zurück.

In diesem Augenblick glitt die Tür zum andernmal auseinander. Anita Krumbholz kam . . .

Mit einem mißtrauischen Blick musterte sie das Mädchen, durch dessen Aeußeres sie sich schon beim Eintritt in das Haus irgendwie benachteiligt fühlte.

„Halten Sie sich denn hier . . . ich meine . . . in meines Vaters Haus . . . dauernd auf?“ fragte sie mit kühlem Erstaunen.

Trautlieb Krüger sandte einen hilfesuchenden Blick zu Kerst. Er fühlte sich in diesem Augenblick verpflichtet, sie zu schätzen und antwortete an ihrer Statt:

„Nicht dauernd. Sie ist nur eltern- und heimatlos. Dein Vater hat eingewilligt, daß sie einstweilen hier wohnen darf. Tagsüber ist sie anderweitig beschäftigt. Interessiert du dich dafür, laß dich, bitte, von . . . Ruth unterrichten.“

Und er reichte der kleinen Trautlieb, die wieder überwacht und heimwehkrank aussah, wie an jenem Morgen, als er sie auf der Bank am Lietzensee fand, die Hand und sagte, wärmer als sonst, um sie den hochfahrenden Ton seiner Braut vergessen zu machen:

„Ihre Ausführungen sind mir durchaus verständlich, Trautlieb. Wer die Arbeit liebt, dem wird sie nicht nur zum Schutzengel, sondern auch zum Glücksspender . . .“

Das schmale, gedemütigte Wesen im weißen Kleid bekam wieder Mut, Kraft und Farbe und entglitt mit einem schüchternen Knix gegen Anita.

„So etwas Aehnliches — nur viel krasser, so wie es sich für einen notorischen Tagedieb schickt, hattest du ja auch mir in deinem . . . denkwürdigen Brief geschrieben,“ spöttelte sie.

Er konnte ihrem Blick, der lauernd auf ihm ruhte, nicht ausweichen. Nicht Mitleid, wie er es anfangs gedacht — Mitleid, weil nun für sie eine Zeit bitterer Enttäuschungen in jeglicher Beziehung anheben werde, erfüllte ihn, sondern Widerwillen und Abscheu. — Während er sie betrachten mußte, erschrak er über den Ausdruck von Neid und Gemeinheit, der sich ihm offenbarte. Sie hatte das schlechtsitzende Trauerkleid gegen eines aus schwarzem Chiffon vertauscht, das — obwohl es anscheinend verhüllte, doch schamlos jede Form des Körpers enthüllte. Der Rock war so kurz, wie er ihn zuvor noch nie gesehen gemeint. Auch die Schultern, kreidig weiß gepudert, waren unbedeckt. Das Gesicht wirkte zwar pikant. Aber die künstliche Farbschicht war auch hier in der begreiflichen Eile des Toilettenwechselns nicht sorgfältig aufgetragen. Der Mund, durch den Stift in der Mitte der Oberlippe schwungvoll verbreitert, blühte ihm in purpurner Lüsternheit entgegen.

Kaltes Grauen packte ihn — daß sie diesen Anputz vornehmen konnte, während es um die tote Mutter ging.

Jedes Mitleid erschien ihm Wahnsinn. — Mühsam riß er sich zusammen.

„Wieso fandest du meinen Brief denkwürdig?“ fragte er unnatürlich ruhig. Eine Sekunde war sie um die Antwort verlegen. Dann schoß sie heraus, was sich gegen ihn in diesen ganzen Wochen aufgesammelt hatte. — Empörung, die zur Wut gedieh. Mißtrauen, das sich schließlich zur rasenden Eifersucht aufstachelte . . . Jede schlaue Berechnung fiel von ihr ab. Sie zeigte sich ihm wie sie in der Tat war.

(Fortsetzung folgt.)



Neue Wintermoden.

Von links nach rechts: Nachmittagskleid in strenger Prinzeßform aus schwarzem Marokain mit Hermelinkrawatte;

Nachmittags-Kleid aus dahliafarbigem Marokain mit Mantel aus Krefelder Seidensamt mit Silberfuchs;

Nachmittags-Kleid aus blonden deutschen Spitzen mit passendem, vorn aufgeschlagenem Samthut;

Brauttoilette aus Elberfelder Glanzstoff mit langer Schleppe und Tüllschleier mit echten Spitzen;

Brautjungferkleider aus rosa und hellgrünem Tüll mit Spitzen und Hüten aus Krefelder Samt;

Abendkleid aus schwarzem Gittertüll mit Gürtel und schwarzem Goldbrokatjäckchen mit Fuchsbesatz;

Nachmittags-Kleid aus silbergrauer Seide mit Spitzendevant aus venezianischen Spitzen für stärkere Damen über dem Occulta-Leibchen zu tragen;

Abendkleid aus schwarzem Taft mit Tüllrand, mit Samtbandbesatz, mit Taftschleife und roter Blume.

Links: Sportmantel in Prinzeßform, glockig fallend aus naturfarbiger Bisamwamme.

Rechts: Nachmittagsmantel aus Breitschwanzfohlen mit hochstehendem Kragen aus Sladefuchs.

Umgangsformen in alter Zeit.

Von **Areobindas.**

Im Gegensatz zur Grobheit, die bekanntlich über einen Patron, St. Grobian, und über ein Symbol, den Flegel, verfügt, kann sich die Höflichkeit weder eines Patrons, noch eine Symbols rühmen.

Nach den uns überlieferten Höflichkeitsgesetzen und Anstandsregeln der Alten, muß es schon im 12. Jahrhundert eine Schrift, ja vielleicht sogar Schriften, gegeben haben, welche das Anredewesen regelten, denn es kommt, um nur eins zu sagen, vor, daß der byzantinische Kaiser Manuel im Jahre 1155 für seinen Schützling, den ungarischen Thronfolger Herzog Stephan, den gebührenden Titel „Mein Herr" — also etwas begehrte, was heute fast jedem Manne als selbstverständlich und bedeutungslos ohne weiteres verliehen wird.

Indessen ist dies nicht gar so lange her. Noch unter Kaiser Karl VI. sprach man nicht nur die Bauern, sondern auch Hofwürdenträger mit „Du" an, und erst sein Sohn Sigismund, gestorben als deutscher Kaiser im Jahre 1437, suchte der Sitte, Hohe und Geringe mit „Ihr" anzureden, Bahn zu brechen. Auch

das Titelwesen

finden wir zu seiner Zeit geordnet, und entnehmen dem recht umfangreichen Schema daß auf die Bezeichnung „achtbar" nur die Fürsten und vornehmen Reichsgrafen Anspruch hatten. Gewöhnliche Grafen, Ritter und Herren wurden „ehrbar" genannt, während die Dienstmannen des Landesfürsten mit „wert" angesprochen wurden. Eine Briefadresse in jenen Tagen lautete also: „An den werten Kuno von Wildenstein", oder: „An den edlen und vesten Eitter Hans von Weitenegg", nicht aber an den „Herrn", denn dieses Wort, dessen Mangel an einer Adresse von heute ein arger Verstoß gegen die Gesetze der Höflichkeit wäre, war ehedem eine Auszeichnung, auf die nur Fürsten und sonstige bevorzugte Geschlechter Anspruch hatten.

Wurde doch ein mächtiger, weitgebietender Kirchenfürst bloß „ehrsam" angeredet, und eine Kaiserin fühlte sich sehr geschmeichelt, wenn sie nicht nur als „edle", sondern auch als „tugend- oder ehrenreiche Frau" angesprochen wurde. Ledigen Damen aus fürstlichem Geblüte hingegen verlieh Kaiser Sigismund den noch heute üblichen Titel eines „Fräuleins", zum Unterschiede von den Bürgermädchen, welche, je nach Umständen, „holde, edle oder liebwerte Jungfrau" benannt werden konnten.

Das gleiche Thema wurde übrigens schon im 14. Jahrhundert in einer von einem Wiener Minoritenmönche unbekannten Namens herrührenden „Tischzucht" mit besonderer Rücksicht auf

das Verhalten bei der Tafel

behandelt. In Versen gibt der Verfasser zu bedenken, daß es taktlos und ein Zeichen gänzlichen Mangels des Sinns für Höflichkeit wäre, mit der Rechten zu essen, wenn der Tischnachbar zu dieser sitzt, oder sich am Ende gar selbst Brot vorzuschneiden. Desgleichen waren die heute so beliebten langen Nägel ein ebenso auffallender Beweis der Verachtung höfischer Sitte, wie etwa die Gewohnheit, sich mit dem Messer zwischen den Zähnen zu stochern. Ueberdies mußte schon damals ein Mann, dem daran lag, den guten Ruf der Höflichkeit zu wahren, danach trachten, daß in den Trunk nicht geblasen werden dürfe, sowie daß der Mund fein säuberlich abzuwischen sei, bevor man den Becher daran setzt, und daß niemand das Recht habe, das Tischtuch als „Schneuztuch" zu verwenden.

Noch eine Menge anderer Vorschriften sind in der „Tischzucht" sowie in ähnlichen Werken enthalten, Vorschriften, welche sämtlich von den Fürstenhöfen stammen, wo ja von jeher die Großmeister der Höflichkeit, die Zeremonienmeister, im Schweiße ihres Angesichts dafür sorgten, daß höfische Sitte und Etikette blühten und daß deren Gesetze nicht nur beachtet, sondern auch von Tag zu Tag verwickelter und zahlreicher würden. Von dort ging auch die im 18. Jahrhundert zrgleich mit dem immer steigenden Despotismus der Fürsten ihren Gipfel erreichende geradezu blödsinnige Form der Anreden an Höhergestellte aus, die alle chinesischen Vorbilder bei weitem übertreffen. Anreden, wie die im Jahre 1713 seitens der niederösterreichischen Stände an Kaiser Karl VI. gerichtete: „Des Himmels Fürstenlicht erstarret ob allerhöchst Deroselben niemals gesehenem Glanze, der Erdkreis wird zu klein zum Schauplatze solcher Werke, wobei die treugehorsamsten Stände vermeinen, den Gipfel ihres Glückes erstiegen zu haben, da sie sich zu Eurer Majestät Füßen legen dürfen", sind keineswegs der Höhepunkt der vorschriftsmäßigen Höflichkeit, sondern nur eine kleine Probe aus dem noch im 18. Jahrhundert anerkannt gewesenen Lexikon.

Trotz alledem wurde die Höflichkeit nicht weniger als ein Gemeingut der Menschheit, und die Männer waren und sind auch heute gewiß dünn gesät, die ihren Frauen eine Antwort von der Art geben würden, wie sie Marie Antoinette von Ludwig XVI. damals erhielt, als sie ihn fragte, ob sie mit Rücksicht auf den Stand der Finanzen ein gewisses kostbares Halsband haben könne. „Madame," sagte der König, „wenn es möglich ist, soll es getan, und wenn es unmöglich wäre, möglich gemacht werden."

Seine Exzellenz der Hund.

Wenn noch jener Schiffsmeister zu Braunau am Inn erwähnt wird, der selbst den Hund der Kaiserin Maria Theresia mit „Exzellenz" ansprach, und auf die Frage, warum dies geschehen, erwiderte, da alles um die Majestät herum Exzellenz genannt werde, so müsse das, was sie auf ihren kaiserlichen Armen trage, notwendigerweise auch eine Exzellenz sein, eine Antwort, die an naiver Höflichkeit nichts zu wünschen übrig ließ und zur Folge hatte, daß die Kaiserin nicht nur den Namen des Schiffsmeisters „Taugenichts" in „Tugut" umänderte, sondern auch dessen Sohn, den späteren österreichischen Staatsminister Baron Tugut, auf ihre Kosten erziehen ließ, so ist man mit den Vorbildern übertriebener Höflichkeit keineswegs fertig. Zu der gleichen Gattung gehört nämlich auch der Konstabel, der dadurch, daß er im Jahre 1518 den in Augsburg zur Eröffnung des Reichstages einziehenden Kaiser Maximilian I. statt mit den üblichen 100 mit 101 Salutschüssen begrüßte, „weil er sich verzählt haben könne, und ein Schuß mehr besser sei als einer weniger", zum Schöpfer der noch immer üblichen Sitte wurde, bei gewissen Gelegenheiten 101 dröhnende Schüsse abzugeben.

Bleiben wir nun beim ersten Kapitel jedes Gesetzbuches der Höflichkeit, beim

Grüßen,

so finden wir zunächst, daß die alten Griechen einander am Morgen mit: „Sei zufrieden!", am Abend mit: „Bleibe gesund!" begrüßten. Wenn jedoch ein Römer den anderen grüßte, hielt er seine rechte vor den Mund und trat, sich verneigend, an ihn heran, um ihm, falls es etwa Hochachtung zu bezeugen galt, die Hand zu küssen.

Die Höflichkeit treibt die absonderlichsten Blüten, deren Betrachtung uns zu der Erkenntnis zwingt, daß wir froh sein können, grüßend nur den Hut abnehmen, also einer Sitte huldigen zu müssen, die von Frankreich nach England kam und hier unter den Stuarts (1603—1688) allmählich eingeführt wurde. Allmählich — denn das Volk sträubte sich gewaltig gegen die Reform, in der Kirche, im Theater, kurz an allen öffentlichen Orten die Kopfbedeckung abzunehmen, und anders als mit Worten zu grüßen. In diesem Kampfe stand das Parlament in England an der Spitze, das noch heute bedeckten Hauptes tagt; ebenso amtieren die Richter.

Die orientalische, unserem guten deutschen Sprichworte „Mit dem Hute in der Hand, kommt man durchs ganze Land" widersprechende Sitte den Kopf gerade beim Gruß nicht zu entblößen, hat, wie alles im Reiche der Höflichkeit, auch einen Ableger gefunden. Nur die Lehre, daß Grüßen im allgemeinen Höflichkeit, Danken aber Schuldigkeit ist, will so manchem nicht in den Sinn, denn mit der Höflichkeit ist es trotz allen Anweisungen genau so, wie mit der Liebe. Sie kommt und ist da, denn sie schlummert im Herzen, und nicht an sie, die echte rnd rechte, sondern an ihre „gefirniste", übertünchte Schwester, an eine Schwester, die vor etwa 150 Jahren in Wien sogar das Gesetz durchsetzte, wonach selbst Hunde mit „Sie" und „Herr" und „Fräulein" angesprochen werden mußten, an diese überspannte Schwester, vor der sich selbst ein Kanadier seitwärts in die Büsche schlug, an die förmliche Höflichkeit hat Goethe gedacht, als er die Worte niederschrieb: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist."

Wieviel Wasser enthält eine Wolke?

Schon vor vielen Jahren haben sich die Fachgelehrten mit der Lösung dieser Frage beschäftigt. So untersuchte z. B. im Jahre 1851 der bekannte deutsche Forschungsreisende Hermann Schlagintweit als erster auf der Höhe des Monte Rosa den Wassergehalt eines Nebels, der nach seinen Messungen durchschnittlich 2¾ Gr. Wasser in flüssigem Zustande enthielt. Später wurden weitere Versuche von Fugger in Salzburg und von Perntner in Innsbruck gemacht, doch waren beider Ergebnisse ziemlich ungenau. Das Verfahren ihrer Messungen bestand darin, daß sie eine bestimmte Menge nebelhaltiger Luft durch eine Reihe von Flaschen streichen ließen, die mit Chlorcalcium gefüllt waren. Da dieser Stoff die Eigenschaft besitzt, die Feuchtigkeit der Luft aufzunehmen, so mußte man naturgemäß erwarten, aus der Gewichtszunahme des Chlorcalcium den Feuchtigkeitsgehalt der betreffenden Luftmenge festzustellen. In letzter Zeit hat man die Versuche in der Weise vereinfacht, daß man die nebelhaltige Luft in einen weiten Behälter (z. B. in einer Glasglocke) eindringen läßt. In diesen bringt man Chlorcalcium und mißt dessen Gewichtsveränderung. Die Versuche haben gezeigt, daß der Wassergehalt einer Nebelwolke um so größer ist, je dicker die Wolke ist, oder mit anderen Worten, je weniger weit man sehen kann. So hatte z. B. eine Nebelwolke, bei der man nur 25 Schritte weit sehen konnte, einen Wassergehalt von fast 4½ Gramm pro Kubikmeter, während bei einer Nebelwolke, in der man bis zu rund 70 Schritte zu sehen vermochte, nicht einmal ganz ein Gramm Wasser pro Kubikmeter festzustellen war. Und da Nebelwolken gar nicht so selten sind, in denen man kaum 10 Schritte weit sehen kann, dürfte der Wassergehalt der Nebelwolken noch über 4½ Gramm hinausgehen.

Eingemauerte Vögel.

Eine ganz absonderliche Art, zu nisten und zu brüten, hat ein afrikanischer Nashornvogel, Korwé genannt; ein Vogel, etwas größer als die Elster, schwarz und weiß gesprenkelt, mit rotem, großem und gebogenem Schnabel, der oben einen Auswuchs, eine Art Horn, hat.

Sehr scheu, nisten diese sonderbaren Vögel in Baumhöhlen, welche sie förmlich zumauern, um das brütende Weibchen gegen Raubtiere und Baumschlangen zu schützen.

Nachdem das Weibchen das Nest in der Höhlung des Baumstammes von seinen eigenen Federn verfertigt hat, setzt es sich hinein, um seine Eier dort zu legen, sie auszubrüten und die Jungen zu behüten, bis diese flügge geworden sind. So lange aber ist und bleibt es seine vollkommen eingesperrte Gefangene, denn sobald es im Nest Platz genommen, um den mütterlichen Pflichten nachzukommen, mauert der zärtliche Gatte es im wahrsten Sinne des Wortes ein, indem er den Eingang bis auf eine schmale Spalte, die etwa die Form eines herzförmigen Loches hat, genau nach seinem Schnabel abpaßt, denn seine Obliegenheit ist es ja, nun zwei bis drei Monate hindurch das Weibchen und die Jungen zu füttern.

Diese Anstrengung entkräftet das arme Männchen meist in so hohem Grade, daß es ganz elend und abgemagert wird und zuweilen gar vor Erschöpfung niederfällt und stirbt, falls durch einen schnellen Regenguß das Wetter sich plötzlich abkühlt, während das eingesperrte Weibchen meist so fett wird, daß die Eingeborenen es als Leckerbissen zu betrachten pflegen und die Nester ausnehmen, wo sie sie finden.

Wo ist Haydns Kopf geblieben?

Ein merkwürdiges Schicksal hatte Haydns Kopf. Als im Jahre 1820 Fürst Paul Esterhazy mit Einwilligung der Regierung die Gebeine Joseph Haydns, der am 31. Mai 1809 gestorben war, in Wien ausgraben ließ, um sie in der fürstlichen Gruft in Eisenstadt beisetzen zu lassen, zeigten sich noch nicht allzu große Verwesungserscheinungen. Auch die Perücke erwies sich noch ziemlich gut erhalten; nur der Körperteil, den sie decken sollte, das ehrwürdige und geniale Haupt des großen Meisters, fehlte. Natürlich erregte diese Tatsache allgemeines Aufsehen. „Wo ist Haydns Kopf geblieben?" fragte alle Welt, ohne daß man darauf eine Antwort finden konnte.

Endlich ermittelte die Polizei den Täter. Es war ein gewisser Johann Nepomuk Peter, Verwalter des K. K. Strafhauses in der Leopoldsstadt, der ein leidenschaftlicher Jünger der Gallschen Schädellehre war, und der schon eine ganze Sammlung von Schädeln bekannter Männer hatte. Er hatte eines Nachts das Grab Haydns geöffnet und den Kopf der Leiche geraubt. Anfangs behauptete der Täter zwar, er besitze den Schädel nicht mehr, sondern habe ihn einem Freunde verehrt. Schließlich brachte er aber doch einen Schädel herbei, angeblich den von Haydn. Die Anatomiker ermittelten ihn aber als den eines 20jährigen Mannes. Daraufhin gab später Nepomuk Peter den Totenkopf eines Greises an Stelle des vorigen, den Haydn nun in die Gruft bekam. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß der große Tonsetzer dadurch einen falschen Kopf bekommen hat, während der richtige vielleicht, wie Voltaires Kopf, in geheimnisvoller Verborgenheit weilt.

Gedenktage.

Zum 100. Geburtstag von Ludwig Knaus. Am 5. Oktober kann die Kunstwelt den 100. Geburtstag des Malers Ludwig Knaus feiern. Knaus, der in Wiesbaden geboren ist, kam 1845 auf die Düsseldorfer Akademie, wo er an der Gründung des „Malkastens" beteiligt war. Seine Vorbilder waren die großen Holländer Brouwer und Ostade, und indem er ihnen nacheiferte, unterschied er sich sehr bald von der akademischen Malerei der Düsselorfer. Ein Aufenthalt in der Schwalm brachte ihn in engste Berührung mit der Bauernwelt, aus der er die Motive für seine besten Werke empfing. 1852 ging er nach Paris, wo seine Kunst vollkommene Anerkennung fand und wo er 1859 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde. In den Jahren 1860—74 stand er auf der Höhe seines Ansehens und wurde neben Menzel genannt. Nach größeren Reisen, die ihn u. a. auch nach England führten, nahm er 1874 seinen Wohnsitz in Berlin. Dort ist er am 7. Dezember 1910 gestorben. Viele Bilder von ihm befinden sich in den großen öffentlichen Sammlungen.

Fröhliche Ecke.

Man soll vorbeugen. Der Sonnenkönig dozierte eines Mittags an der Tafel: „Wir Könige haben unsere Macht von Gott. Und wenn ich jetzt befehle, daß einer von ihnen ins Wasser springen soll, so hat er zu gehorchen."

Es wurde ein bißchen unbehaglich beim Frühstück, der Graf von Guise legte den Löffel auf den Teller und erhob sich.

„Wohin, mein Freund?" fragte neugierig Ludwig XIV.

„Schwimmen lernen, Majestät!"

*

Lotte kommt aus der Schule heim und erzählt eifrig die in der Religionsstunde gelernte aufregende Geschichte vom Ende Sodoms und Gomorrhas — „und denke dir, Mutti, da guckt sich Lot's Frau doch nochmal um, und da wurde sie zur Strafe zu einer Salzgurke."